

## **Übersetzung: Rostislaw Ustimenko**

Smolensk. 14. Dezember 1943

Das Gespräch wurde vom wissenschaftlichen Mitarbeiter der Kommission Fedosov durchgeführt.

Das Gespräch wurde von Rosljakova aufgezeichnet.

Egupova Klavdia Petrovna ist eine Allgemeinärztin.

Sie wurde 1914 geboren. Sie hat ein Studium an der medizinischen Hochschule in Smolensk abgeschlossen. Parteilos.

Ich habe die Deutschen am 17. Juli in Smolensk getroffen. Das war für mich sehr unerwartet. Ich ging zur Fähre und sah eine Armee. Dabei dachte ich, es wäre unsere Armee. Als ich mich ihr näherte, war ich entsetzt, denn ich sah Deutsche! Ich war in diesem Moment in einem schrecklichen Zustand. Dies wurde auch noch durch die Tatsache verschlimmert, dass ich von meinem Kind getrennt war, weil es evakuiert worden ist. Ich konnte damals nicht weglaufen, da sich ein schweres Gefecht ereignete und wir uns alle liegend in Erdlöchern versteckten. Als das Gefecht nachließ, begannen die Einwohner die Gräben zu verlassen. Das war furchtbar! Es fiel mir sehr schwer zu sehen, wie viele unserer Russen in Smolensk blieben. Ich konnte das miterleben, weil ich selbst nicht evakuiert werden konnte.

In ungefähr eineinhalb Monaten begann die Organisation einer Verwaltung, die von den Deutschen geleitet wurde. Die Deutschen setzten einen Bürgermeister, seinen Stellvertreter und den Chefarzt der Stadt, Dozent Efimov, fest. Ich kannte Efimov noch vor dem Krieg. Er kannte mich auch einerseits als Studentin, andererseits als Ehefrau eines Mitarbeiters, der sich mit ihm zusammen im Bereich der Gynäkologie beschäftigte.

Es war für mich sinnvoller, sich in die russische Verwaltung zu begeben, da ich wusste, dass man mich sowieso zur Arbeit zwingen würde.

In kürzester Zeit wurde eine Volkszählung durchgeführt, wobei man weder Spezialisten noch irgendjemanden dabei berücksichtigte. Alle wurden zur Stadtreinigung geschickt. Hier konnte man Menschen aller Berufe treffen.

Es lief so ab, dass ein Deutscher zum Arbeitsmarkt kam und sich die Frauen anschaute. Er achtete darauf, wie sie angezogen waren und was für eine Äußerlichkeit sie hatten. Wenn alles in Ordnung war, wurden sie zur Arbeit geschickt. War eine Frau alt oder schlecht gekleidet, so wurde sie nicht zur Arbeit aufgenommen oder wurde in die Küche geschickt. Junge und hübsche Frauen wurden als Putzhilfe eingestellt. Um eine Arbeitsstelle zu bekommen, mussten die Frauen ihr bestes Kleid tragen.

Diejenigen, die bei der Stadtreinigung beschäftigt waren, haben an Hunger gelitten. Sie erhielten für ihre Arbeit bloß neun Mark, was natürlich niemanden zufrieden machte, weil alles stark überteuert war.

Oft brachte man kleine Kinder zum Arztbesuch, die sogar versuchten, einen Finger zu fangen. Sie waren ausgehungert und angeschwollen. Die Kinder starben und niemand interessierte sich für sie.

Im Sanitätsamt arbeiteten der Chefarzt der Stadt und sein Stellvertreter Georgij Nikolski, ein Sanitätsarzt, der 1941 sein Studium absolvierte. An seinen Vatersnamen erinnere ich mich nicht mehr. Im Sanitätsamt gab es eine Milchzentrale, das heißt jeder Haushalt, der eine eigene Kuh hatte, musste dort Milch abgeben. Diese Milch wurde einigen kranken Kindern verschrieben, die zweimal pro Woche einen halben Liter erhielten. Die Milch ging auch an die Leiter der Versorgungs- und Verwaltungsabteilung weiter.

Die Behandlung war kostenpflichtig. Kranke und behinderte Menschen, die kein Geld für ihre Behandlung hatten, wurden oft abgelehnt. In unserer Rachkovski-Ambulanz haben wir jedoch solche Patienten aufgenommen. Dies tat auch der Arzt Stepanova.

Man muss sagen, dass wir in unserer Ambulanz mehr Freiheit hatten, als die Stadtärzte, denn der Chefarzt unserer Rachkovski-Ambulanz war Dr. Doroshevich, ein alter Mann, der nur wenig Interesse an seiner Arbeit hatte. Er liebte es mehr seine Zeit in seinem Gemüsegarten zu verbringen. Wir machten uns diese Situation zu Nutze und stellten Krankenscheine und Bescheinigungen über den gesundheitlichen Zustand der Patienten aus. Wir haben für viele Kriegsgefangene Bescheinigungen darüber ausgestellt, dass sie an Tuberkulose erkrankt wären, wovor die Deutschen schreckliche Angst hatten. Diejenigen, die solche Bescheinigungen vorwiesen, wurden sofort aus dem Lager befreit.

In der Apotheke gab es Medikamente. Manchmal haben Mädchen, die im Krankenhaus arbeiteten, Medikamente gestohlen und sie für einen hohen Preis an die Apotheke verkauft. Diese Medikamente wurden nur nach der Verordnung von Ärzten verschrieben, die eine langjährige Erfahrung oder große Privilegien hatten. Mit unseren Rezepten wurden keine Medikamente verschrieben. Es war sehr leicht, einen typhuskranken Polizisten zu Hause zu lassen. Die Zivilbevölkerung wurde kontrolliert, aber die Menschen mussten zu Hause bleiben, weil die Bedingungen im Krankenhaus schrecklich waren. Es gab keine Betten, weshalb jeder sein eigenes Bett von zu Hause mitbringen musste. Es gab einen schrecklichen Läusebefall. Die Männer und Frauen lagen im selben Raum, genauso wie schwerkranke und sich bereits erholende. Sobald es draußen dunkel wurde, herrschte auch Finsternis in den Bettzimmern.

Eine Codein-Tablette kostete damals eine Mark. Man muss sagen, dass jede beliebige Tablette eine Mark kostete.

Es war schwer mit anzusehen, wie sich unsere hungrigen Kinder als Lastträger der Deutschen herumquälten. Sie versammelten sich um vier oder fünf Uhr morgens am Bahnhof, als der Zug ankam, und beförderten die Sachen der Deutschen mit einem Karren, und im Winter mit einem Schlitten. Man konnte beobachten, wie ein kleines Kind einen Karren schob, und ein kräftiger deutscher Kerl ihn mit einem frechen Grinsen begleitete.

Einmal habe ich folgendes beobachten können. Es hat sich eine Gruppe von Kindern versammelt. Die Deutschen kamen zu ihnen, zogen Süßigkeiten aus ihren

Taschen heraus und neckten sie. Als die Kinder ihre dünnen Ärmchen ausstreckten, steckten die Deutschen die Süßigkeiten wieder ein und lachten. Die Kinder waren furchtbar zerlumpt und ausgehungert. Die Deutschen fanden es aber sehr lustig, mit den hungrigen Kindern herumzuspielen.

Einige Frauen haben Schwarzhandel betrieben. Es gab aber auch Fälle, in denen sie am frühen Morgen zu den Deutschen kamen, um Waren einzutauschen, doch diese Hunde auf sie hetzten, weil sie die Waren entweder nicht mehr brauchten, oder einfach nur nicht eintauschen wollten.

Es ist noch anzumerken, dass die Spionage sehr verbreitet war. Die Deutschen bestachen die Leute für 75 Mark. Für dieses Geld war ein Mensch in der Lage, einen anderen Menschen zu verkaufen. Für jede Anzeige bekam man 75 Mark. Somit war es schwierig, mit den Menschen zu reden. Nehmen wir an, ich kannte Sie vor dem Krieg, aber unter den Deutschen könnte ich nicht mit Ihnen sprechen. Manchmal sagte man nicht, worüber man dachte, manchmal schwieg man einfach oder sagte, das Thema wäre im Moment nicht interessant. Manchmal stimmt man zu, um nicht in die Falle zu tappen.

Ich wurde mehrmals zum Bürgermeister Menshagin gerufen. Eines Tages kam eine Frau zu mir, die mich als Arzt kannte, und sagte, dass Menshagin ein Parteimitglied gewesen wäre. Ich sagte ihr, dass das nicht sein könne. Höchstwahrscheinlich war er zuvor mit den Deutschen verbunden.

Am nächsten Tag wurden diese Worte an Menshagin weitergegeben, wonach ich sofort von meiner Arbeit entlassen wurde. Ich besuchte ihn, um herauszufinden, warum man mich entlassen hätte. Menshagin sagte: „Sie warten auf die Bolschewiken. Wir werden mit ihnen nicht arbeiten.“ Darauf sagte ich, dass mein Kind evakuiert wurde und dass es eindeutig wäre, dass ich wegen meinem Kind warten würde, weil es mir sehr viel wert ist. Das System als solches existierte für mich nicht.

Ich ging davon und kam zwei Wochen lang nicht zu meiner Arbeitsstelle. Ich weiß nicht, ob die Leute sich für mich einsetzten oder nicht. Eine Frau versprach, durch einen Bekannten mit Menshagin zu sprechen. Dieser Bekannter übergab der Frau Menshagins Worte: „Warum machst du dir Sorgen um Egupova? Wenn sie will, wird sie selbst kommen.“

Ich ging zum zweiten Mal zum Bürgermeister. Das Verhalten mir gegenüber hat sich etwas geändert. Ich war nervös. Er bot mir Wasser an und wartete, bis ich mich beruhigte. Er fragte, ob meine Arbeitsstelle noch frei wäre und sagte: „Man sollte seine Zunge beherrschen können.“

Diese Aussage verstehe ich bis heute nicht.

Ich fing wieder an zu arbeiten, doch mir wurde Beobachtungspersonal zugestellt. Im März 1942, als unsere Piloten in Smolensk auftauchten, sagte ich einmal ohne an die Folgen zu denken: „Wisst ihr was? Ich freue mich, wenn unsere Flugzeuge vorbeifliegen. Es fühlt sich so an, als gäbe es noch etwas!“

Diese Worte wurden an Menshagin weitergegeben. Er fragte den Chefarzt: „Stimmt es, dass Egupova auf die Bolschewiken wartet?“ Dies wurde mir von Varik mitgeteilt, die Chefarzt nach Efimov gewesen war.

Als der planmäßige Rückzug der Deutschen begonnen hat, und schließlich Smolensk an der Reihe war, sagte ich zu der Frau von Repukhov, der Leiterin der Passabteilung: „Wissen Sie, Vera Vasiljevna, ich plane zu fliehen. Ich werde mich wohl in den Bezirk Krasninsky begeben, denn dort gibt es einen Wald. Falls eine Evakuierung beginnen sollte, werde ich in den Wald gehen.“ Sie sagte: „Was soll ich denn nehmen? Ich habe zwei Pelzmäntel.“ Ich sagte: „Vera Vasiljevna, wenn Sie einen Pelzmantel haben, den Sie nicht brauchen, dann nehme ich ihn, weil ich keinen habe.“ Diese Worte wurden an Menshagin weitergegeben.

Danach war ich bei Menshagin, um eine Frage bezüglich meines Ehemannes zu klären.

Varik und Efimov kannten meinen Mann. Ich bat Varik, mit dem Bürgermeister über meinen Mann zu sprechen. Er sagte: „Ich werde mich nicht für Ihren Ehemann einsetzen.“ Allerdings wurde eine Fürsprache an den Stabsarzt mit der Formulierung geschrieben, dass die Stadt einen Gynäkologen bräuchte, und dass sich dieser in einem bestimmt Lager aufhalten würde. Während man sich mit diesem Fall auseinandersetzte, begann schon die Evakuierung der Stadt. Alle fuhren weg und damit war die Sache erledigt.

Da die Beziehung zwischen Varik und Menshagin sehr eng war, tat er es eher für sie, als für meinen Ehemann.

Als ich wieder bei ihm war, sagte er, dass er sich nicht für meinen Ehemann einsetzen würde, weil ich immer noch auf die Bolschewiken wartete. Er sagte mir, dass wenn ich zu den Russen käme, sie mich mit Sicherheit bestrafen würden, weil man alle Leute, die in der Besatzung waren, als nicht-sowjetisch ansah. Man würde sie entweder ins Lager oder ins Gefängnis schicken.

Darauf sagte ich: „Ich bin bereit, 10-15 Jahre im Gefängnis zu verbringen, aber ich werde mein Kind suchen.“

Während der Evakuierung der Stadt traf ich ihn zufällig.

– Wohin gehen Sie?

– In den Bezirk Krasninskij.

Er war in einem solchen Zustand, dass er keine Zeit für mich hatte. Wie man so schön sagt: der Ertrinkende greift nach einem Strohalm. Der mögliche Grund, warum Menshagin mich nicht an die Gestapo verraten hat, war die Tatsache, dass die Familie meines Mannes einst entkulakisiert<sup>1</sup> worden war. Ich habe Menshagin erzählt, dass mein Mann ein parteiloser Bauer sei, und dass die Wirtschaft seines Vaters entkulakisiert worden wäre.

Ich habe noch ein sehr denkwürdiges Erlebnis in Erinnerung. Eine Bekannte von mir, Nikolaeva, hatte eine 17 oder 18-jährige Tochter, die 1941 die Zehnklassenschule abschloss. Sie arbeitete als Putzfrau in einer der deutschen Dienststellen. Eines Tages kam dieses Mädchen zur Mutter und sagte: „Mama, ich kann dort nicht mehr arbeiten.“ Die Deutschen zwangen sie, mit ihnen zu leben. Sie versuchte, sich eine neue Arbeitsstelle zu finden. Nach erfolgreicher Suche ging sie zur Dienststelle und sagte, dass sie dort nicht mehr arbeiten würde. Ob sie dort etwas

---

<sup>1</sup> Die Entkulakisierung war eine politische Repressionskampagne in der Sowjetunion, die sich während der Diktatur Josef Stalins von 1929 bis 1933 gegen sogenannte Kulaken richtete. Verhaftungen, Enteignungen, Exekutionen und Massendeportationen kennzeichneten diese Politik.

gesagt hat oder nicht, kann ich nicht genau sagen. Aber zwei Stunden später wurde dieses Mädchen verhaftet. Ihre Mutter ging fünf Tage lang zum Gefängnis und beobachtete die Gefangenen beim Spaziergang. Ihre Tochter sah sie aber nicht. Nach eineinhalb Monaten sah sie plötzlich auf der Straße ein Mädchen, das den Mantel ihrer Tochter trug. Sie fragte sofort, auf welche Weise der Mantel in ihre Hände geraten wäre. Es stellte sich heraus, dass die Mutter dieses Mädchens als Übersetzerin in der Gestapo eingestellt war. Sie hat mal gehört, dass manchmal den Gefangenen ihre beste Kleidung entnommen wurde und sie schlechte Kleidung erhielten. Gleich danach ging die Mutter zur Gestapo, wo ihr aber jedes Mal ein neues Lager genannt wurde. Sie hatte noch die Hoffnung, ihre Tochter noch irgendwo treffen zu können. Ein Deutscher sagte ihr direkt, dass ihre Tochter in eine Zelle gesteckt wurde und man sie als tot ansehen könne.

Die Mutter besuchte mich, als ich an Typhus erkrankt war, und mit einer Temperatur von 39 ° im Bett lag. Sie bat mich: „Helfen Sie mir zu sterben, geben Sie mir Gift, mein Leben ist nun sinnlos!“ Ich fing an, ihr etwas zu sagen, aber ich hatte das Gefühl, etwas Falsches gesagt zu haben. Meine Worte hatten keine Wirkung auf sie. Wenn ich nicht krank gewesen wäre, hätte ich sie nicht gehen lassen.

Sie fand jedoch einen Ausweg für ihren Tod. Sie schrieb auf den Namen des Deutschen, der ihr Mädchen umbrachte, einen Brief mit Flüchen: „Ich schreibe, damit Sie mich umbringen. Ich wünschte, dass ein solches Schicksal auch Ihre Kinder treffen würde!“ Danach wurde sie eingesperrt und kehrte nie wieder zurück.

Ich kann mich noch an solch einen Fall erinnern. In einem Dorf (ich weiß den Namen nicht mehr) ist mal ein Deutscher verschwunden. Ich weiß nicht, ob er ein Soldat oder ein Offizier war. Mit einem Spürhund fand man seine Leiche in einer Mistgrube. Die Bewohner dieses Dorfes wurden in einer Scheune verbrannt.

Derartige Gräueltaten wurden damals begangen.

Wir erhielten 1941 Brennmaterial für die Ambulanz, das sich im Dnepr<sup>2</sup> befand. Die Ambulanz selbst stellte Leute ein, um das Brennmaterial aus dem Dnepr herauszuholen. Wir halfen mit. Die Gefangenen holten auch Brennholz für die Stadt heraus. Als wir uns näherten, um mit den Gefangenen zu sprechen, traten die Wachmänner weg. Dort gab es viele Ingenieure, Techniker und Lehrer. Die Gefangenen baten uns um Salz, woraufhin sich Valentina Vasiljevna Stepanova auf den Weg nach Hause machte, um Salz und Brot zu holen. Als sie sich ihnen näherte, wollten sich die Gefangenen auf sie werfen. Sie begann, sich langsam zur Seite zu bewegen, und zu diesem Zeitpunkt wurde ein Schuss in den Himmel angefeuert. Einerseits wollten die Gefangenen mit uns sprechen, doch andererseits hatten sie Angst vor den Wachmännern. Die Wachmänner schlugen die Gefangenen vor unseren Augen mit einer Peitsche, während sie arbeiteten. Einige Gefangene wurden in deutschen Dienststellen für Drecksarbeit benutzt, wo sie allerdings bessere Bedingungen hatten, als im Lager. Obwohl sie sich von Küchenresten ernährten, waren sie satt.

Sie wurden unter Begleitung in die Ambulanz zur Behandlung gebracht. Wenn man ihnen ein Termin gab, dann wurden sie sorgfältig begleitet.

Die Gefangenen in den Lagern haben furchtbar an Hungersnot gelitten.

---

<sup>2</sup> Ein 2201 km langer Strom, der durch Russland, Weißrussland und die Ukraine fließt.

Ich konnte folgendes beobachten. In Raevka<sup>3</sup> gab es ein Lager. Auf meinem Weg zur Arbeit kam ich an diesem Lager vorbei und sah, dass ein Deutscher einen Hund tötete und diesen den Kriegsgefangenen zuwarf, die sich sofort auf diesen Hund stürzten.

Es war oft zu sehen, wie unsere Kriegsgefangenen in Mülltonnen stöberten. Schälabfälle wurden von ihnen mit großer Freude aufgehoben.

Ein Kriegsgefangener, der selbst im Lager war, erzählte mir von Kannibalismus in den Lagern. Dann gelang es ihm, dort herauszukommen.

Vor dem Tag, an dem die Juden erschossen wurden, war ich auf dem Weg zum Lager. Ich hatte eine Freundin, Anna Isaakovna Khesina, die Hotelleiterin war und sich im Ghetto befand, wo ich sie besuchte. Sie sagte mir: „Die Stimmung ist schrecklich. Sie werden uns wahrscheinlich bald töten.“ Davor gab es ein Gespräch darüber, dass man sie an einen anderen Ort bringen würde.

Am nächsten Morgen erfuhr ich, dass alle Juden erschossen wurden und nur ein Teil der Spezialisten übrig blieb, die die schmutzigste Arbeit ausführten.

Als unsere russische Polizei auftauchte, steckte sich jeder so viel jüdisches Eigentum ein, wie er nur tragen konnte. Wertvolle Sachen wurden an die Stadtverwaltung übergeben. An die Stadtverwaltung wurden Anträge gestellt, in denen angegeben wurde, wer an etwas Bedarf hatte. Natürlich haben diese Sachen nur diejenigen erhalten, die engen Kontakt zu den Leitern und der Polizei hatten.

---

<sup>3</sup> Dorf in der Oblast Smolensk.